

(Nachdruck verboten.)

24] Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Autorisierte Uebersetzung von Mathilde Mann.

8.

Herrje! Herrje! Wie das ging! Der Steengardbauer ließ den grauen Hengst ausholen und sah so aufmerksam über die Felder hin, als ahne er nicht, daß ihm jemand auf den Fersen war — aber Frau Kongsgaard genierte sich weiß Gott nicht. Sie peitschte aus allen Kräften auf den Roten los und ließ Gott und alle Welt sehen, was sie vorhatte!

Und bei hellem, lichten Tage fuhren und tollten sie so auf der Landstraße herum, statt den Unfrieden innerhalb ihrer vier Mauern zu halten, wie andere, ordentliche Leute! Das mußte man sagen, feine Leute hatten kein Schamgefühl!

Und dann schrie sie und stellte sich aufrecht im Wagen hin und prügelte auf das Pferd los — mit dem Schaft, so arg sie nur konnte!

Warum konnte sie ihn denn nicht zu seiner Liebsten fahren lassen, wer es nun auch gerade sein mochte, und ihm dann gehörig die Hölle heiß machen, wenn er nach Hause kam. Du großer Gott, daß sie es noch nicht satt hatte, nach zehn Jahren, immer dasselbe und dasselbe! — Die Frauenzimmer hatten wahrhaftig Ausdauer!

Und daß er das machte! In ewigem Unfrieden zu Hause leben um so einer Schenkmadam oder irgend eines andern Frauenzimmers willen, die wohl im Grunde auch nicht viel anders sein konnte als seine eigene Frau! Es gehörte, weiß Gott, ein langmütiger Sinn dazu, um auf die Weise Don Juan zu spielen — aber bei Licht besehen war das wohl das, was man Liebe nannte!

Die Dreschmaschine stand still, die Leute auf Steengarden hingen aus allen Daken heraus und amüsierten sich königlich. Das war ein Wettlauf, ein Anblick für Götter war es, zu sehen, wie die rote Stute hinter dem Hengst her war, als habe der vergessen, die Bezahlung zu erlegen! Sub, hah! Das waren zwei Sonntage in einer Woche! Lasse war um die Ecke gekommen und verfolgte die wilde Fahrt mit der Hand über den Augen — so was von Weibsbild war ihm doch noch nie vorgekommen, dagegen war Bergta ja ein reines Lamm Gottes gewesen! Der Raafgard-Bauer, der in der Tür stand, als die wilde Jagd vorüberlief, dachte in seinem stillen Sinn dasselbe; und auf allen Feldern hielten sie mit der Arbeit inne, starrten und bekreuzigten sich. Die waren, weiß Gott, vom Triebe besessen, die Weiden! Der wahre Teufel ritt sie allebeide!

Schließlich mußte er anstandshalber anhalten und umkehren. Sie kroch zu ihm in den Wagen hinüber und die Rote ging hübsch artig hinterher mit ihrem leeren Fuhrwerk. Sie hatte den Arm um seinen Rücken geschlungen und sah glücklich siegesfelig aus, genau so wie der Landespolizeidiener, wenn er einen guten Fang gemacht hatte; aber er glich einem Verbrecher schlimmster Art. So kamen sie wieder auf den Hof hinaufgefahren! —

Eines Tages kam Kalle, um zehn Kronen zu leihen und Lasse und Pelle auf nächsten Sonntag zur Kindtaufe einzuladen.

Das Geld bekam Lasse nach einigen Schwierigkeiten auf dem Kontor von dem Verwalter, aber die Einladung mußten sie dankend ablehnen, so schwer es ihnen auch wurde; es war keine Rede davon, daß sie wieder frei bekommen konnten. An einem andern Tage war der Großknecht weg. Er war in der Nacht verschwunden und hatte seine große Kiste mitgenommen, folglich mußte ihm jemand behilflich gewesen sein. Aber die andern Knechte in der Kammer schwuren hoch und heilig, daß sie nichts gemerkt hätten, und der Verwalter mußte es aufgeben, der Sache auf den Grund zu kommen, wie wütend er auch war.

So geschah hin und wieder das eine oder das andere, was das Blut für einen oder zwei Tage in Bewegung brachte, im übrigen aber war es schwarz, durch den Winter zu kommen.

Die Finsternis hatte den größten Teil des Tages die Oberherrschaft, und in den Winkeln wurde es eigentlich nie so recht hell. Auch die Kälte bedrückte, wenn man sich nicht gerade in dem gemüthlichen Stall befand; da war es immer warm, und Pelle fürchtete sich nicht, sich dort in der tiefsten Dunkelheit zu bewegen. In der Besindestube saßen sie die langen Abende und dösten, ohne eigentlich irgend etwas vorzunehmen. Sie machten sich nicht viel aus den Mädchen, sondern saßen da und spielten Karten um Brantwein — oder erzählten graulige Geschichten, die es zu einer halzbrechenden Expedition machten, wenn man über den Hof in den Stall hinüber mußte, um zu Bett zu gehen.

Per Olsen war wegen seiner Ordentlichkeit zum Großknecht aufgerückt, als der andere ausgerissen war. Lasse und Pelle freuten sich darüber, denn er stand auf ihrer Seite, wenn ihnen jemand einen Streich spielen wollte. Er war ein netter Mensch nach jeder Richtung hin geworden, rührte den Brantwein kaum mehr an und hielt sein Zeug gut in Ordnung. Ein wenig zu still war er selbst den alten Tagelöhnern und Frauen auf dem Hofe, aber sie wußten, warum er so war und hatten ihn gern — weil er auf der Seite der Schwachen stand und um des Schicksals willen, das über ihm schwebte. „Er geht herum und horcht,“ sagten sie, und wenn er so gleichsam nach inwendig lauschte, nach dem Unbekannten, vermieden sie es so weit wie möglich, ihn zu stören.

„Ihr sollt sehen, er befreit sich, der Böse kriegt keine Macht über ihn,“ meinten Lasse und die Häuslerfrauen, wenn sie beim Sonntagsmelken Per Olsens Ausfahrten ertwogen. „Es gibt solche, an denen selbst der liebe Gott nichts auszusetzen finden kann.“

Pelle hörte zu und sah jeden Tag nach der Narbe von Per Olsens Daumen; wenn Gott sein Strafgericht von ihm nahm, mußte die doch wohl verschwinden!

Den größten Teil des Winters fuhr er die Dreschmaschine. Den ganzen Tag trabte er in dem Göpel draußen vor dem Hofe, in zertretenem Schnee und Dünger bis über die Holzschuhe. Das war das Unseligste, was ihm das Dasein bisher noch geboten hatte; er konnte nicht einmal schnitzen — die Fingern waren ihm zu kalt — und fühlte sich so allein! Als Hirtenjunge war er sein eigener Herr, tausend Dinge riefen ihn, aber hier mußte er rund herumgehen hinter dem Baum her, beständig rund herum. Die einzige, geringe Beschäftigung war, die Male zu zählen, die er herumfuhr, aber das war eine verzehrende Beschäftigung, man wurde noch stumpfsinniger davon als von dem unendlichen Herumwandern selbst, und konnte nicht wieder davon abkommen! — Die Zeit bekam keinen Inhalt, der Tag wollte niemals ein Ende nehmen, wie kurz er auch war.

Sonst erwachte Pelle vergnügt, aber jetzt erwachte er jeden Morgen und war des Ganzen überdrüssig. — Das war dies ewige Traben um den Baum herum. Allmählich wurde er so, daß er halb schlief, wenn er eine Stunde gegangen war. Der Zustand fand sich ganz von selbst ein, und er lehnte sich im Voraus danach. Es war eine Art Stumpfsinn, in dem er nichts wünschte und sich für nichts interessierte, sondern nur mechanisch hinter dem Baum her stolperte. Die Maschine brummte unaufhörlich und half, den Zustand im Gange zu halten, der Staub stob unaufhörlich aus der Luke, die Zeit glitt unmerklich dahin. In der Regel überraschte ihn jetzt das Mittagessen oder der Abend; zuweilen hatte er ein Gefühl, als sei eben erst vorgespannt, wenn sie ihm halfen, die Pferde einzuziehen. Er hatte sich in diesen Zustand sinkenden Stumpfsinns hineingefunden, der die einzige Warmherzigkeit des Daseins gegen lebenslänglich Gefangene und Leute ist, die ihr Leben an einer Maschine zubringen. Aber es kam etwas Schläfriges über ihn, er war nicht mehr so lebhaft und erpicht, Bescheid über alles zu erhalten; Vater Lasse entbehrte die unzähligen Fragen und Einfälle.

Sin und wieder wurde er für einen Augenblick dadurch aus seinem Zustand herausgerissen, daß ein schwarzes, schweißbedecktes Gesicht in der Luke zum Vorschein kam und fluchte, weil er nicht gleichmäßig genug fuhr; dann wußte er, daß der lange Ole Per Olsen abgelöst hatte, dem es sonst oblag, in die Maschine hineinzustecken. Es geschah auch wohl, daß

sich die Peitschenschur um die Achse wickelte, so daß das Ganze zum Stillstand gebracht und rückwärts gezogen werden mußte; und an dem Tage fiel er dann nicht wieder in einem Aufseufzer.

Ende März kamen die Berken und brachten neues Leben; noch lag Schnee in den Niederungen, aber ihr Tirillieren erinnerte so warm an den Sommer und an weidendes Vieh. Und eines Tages erwachte er auf seinem Rundgang dadurch, daß ein Star oben auf dem Dachrücken saß und schrie und die Federn wie verrückt sträubte. An dem Tage schien die Sonne hell, und all das Schwere war aus der Luft heraus; aber das Meer lag noch blaßgrau da unten.

Pelle fing wieder an, Mensch zu werden — das machte der Frühling und dann der Umstand, daß man in ein paar Tagen mit dem Dreschen fertig sein würde. Hauptsächlich aber war es die Westentasche — die konnte einen Mann schon zum Leben erwecken. Er lief in Zuckeltrab hinter dem Baum her, es mußte jetzt schnell gefahren werden, wenn man fertig werden wollte, alle anderen waren schon mitten beim Frühlingspflügen. Wenn er die Hand gegen die Brust klemmte, konnte er deutlich das Papier fühlen, worin es war. Denn das war doch wohl noch da? Es ging nicht an, auszuspacken und nachzusehen, man mußte sich durch Klemmen vergegewissern.

Pelle war Besitzer von fünfzig Dere geworden — von einem funkelnagelneuen fünfzig Dorestück. Außer Zwei- und Ein-Derestücken war dies das erste Geld, das er jemals be- sessen hatte, und er hatte es sich durch seine eigene Tüchtigkeit erworben.

Es war an einem Sonntag, die Knechte hatten Besuch vom Steinbruch, und da kam einer von ihnen auf den Ein- fall, daß sie Haselfett zum Schnaps haben wollten. Pelle sollte zum Kaufmann laufen und es holen. Er bekam eine halbe Krone und die Mahnung, hinten herumzugehen, da Sonntag sei. Pelle hatte sein Erlebnis von Weihnachten her nicht vergessen und gab Acht auf ihre Gesichter; sie waren so geschäftig, sie zu glätten und irgend etwas vorzunehmen; Gustav, der ihm das Geld gab, wandte beständig das Gesicht weg und sah nach irgend etwas draußen auf dem Hof.

Die Frau der Kaufmanns lachte laut auf, als er sein Anliegen vorbrachte. „Nein, sieh mal einer an, bist Du so ein Held!“ rief sie aus. „Wie war es doch noch gleich — hast Du nicht auch den Selbstdreher geholt? Davon habt Ihr wohl vielen Nutzen gehabt?“

(Fortsetzung folgt.)

Ansiedler-Geschichten aus Nord- land.

Von Andreas Haukland.

Wolf.

Wenn der Herbst kam mit klirrender Kälte, daß Sümpfe und Seen zugefroren, und wenn der Schnee sich mehrere Ellen hoch über das ganze Land legte, da begannen die Wolfsrudel die ein- samen Höfe im Walde zu umtreiben.

In kalten Nächten, wenn die Leute dadurch erwachten, daß der Frost gleich Schüssen gegen die Hauswände knallte . . . und sie dann wach liegen blieben und hörten, wie die Holzwände vor Kälte krachten, da konnte plötzlich ein Wolfsgeheul die Stille durch- brechen. Und zuweilen ertönte Geheul auf Geheul, als toche der Laut aus einem Hölleloche empor, das mit rasenden Kehlen an- gefüllt war. Zuweilen brach das Geheul ab und ging in abge- hactes Klaffen über; und man hörte manchmal einen jammernen Laut, als sei die Nacht draußen von Kampf und Unglück erfüllt.

Wenn die Leute des Morgens hinaus kamen, sahen sie aller- orten Wolfsspuren.

Wenn der Schnee den holprigen Waldboden gleich machte, und das Eis dick auf den Gewässern lag, bahnte man sich einen Weg durch den sonst pfadlosen Wald.

Da nahm der Bauer auf dem letzten Hof tief zwischen den Felsen, eines Tages sein Pferd aus dem Stall. Und während das Pferd stand und in der Kälte weißbereift wurde, trug der Bauer aus Vorratsraum und Stube allen Sommerüberschuß an Butter und Käse zusammen. Von dem Boden holte er Häute herunter, und aus der Räucherlammer nahm er die Schafsteulen.

Alles miteinander wurde auf den Schlitten geladen. Ein paar Bärenschinken kamen oft dazu, auch Bündel Auerhähne aus dem Walde oder Haufen Schneehühner aus dem Gebirge.

Ganz zu oberst wurde die Bärenhaut hinaufgeworfen, die mit den vier zerfetzten Beinen die Ladung umarmte. Dann fuhr der Bauer, ganz langsam, vom Hofe.

Im Laufe des Tages erreichte er einen anderen Hof. Und jetzt lud auch der andere Bauer seine Ladung auf. Dann fuhr die beiden weiter.

Und während sie von Hof zu Hof fuhr, wuchs und wuchs die Anzahl der Pferde und Menschen. Mehrere Tage dauerte der Zug . . . und es konnten an die fünfzig Pferde sein, wenn sie den Handelsplatz unten an der See erreichten.

Sie fuhr eines Tages . . . eine lange Reihe von Pferden und Menschen . . . heimwärts. Steinar befand sich unter ihnen. Allmählich, während sie durch den Wald fuhr, verkleinerte sich die Reihe.

Plötzlich lenkte einer sein Pferd auf einen schmalen Seiten- pfad, rief: „Leb wohl“ und fuhr dann allein zu seinem einsamen Hof. Oder die ganze Reihe machte auf einem Hofe Halt, über den sie der Weg führte. Bald darauf fuhr sie weiter. Nur der Bauer, dem der Hof gehörte, blieb zurück und brachte sein Pferd in den Stall.

So verringerte sich die Reihe der Pferde und Menschen, Tag für Tag.

Zuletzt fuhr Steinar ganz allein. Sein struppiges Pferd wandte sich ein paarmal um und wieherte leise dem letzten Ge- nossen nach, dessen Schritte es noch auf dem kurzen Weg zum Hof vernahm; der Schnee knarrte unter den Hufen und die Schlitten kufen knirschend auf dem gefrorenen Schnee.

Aber während der Laut von da draußen her erstarb und kein anderer Ton im Walde zu hören war, als der schwere Klang seiner eigenen Hufe auf der Landstraße, und der Ton der Schlitten- hufen, der die stille Luft durchseilte, als käme er von einem Bogen, der hart und klanglos über die Saiten geführt wird, da wandte es noch einmal den Kopf und blickte Steinar an, und wieherte wieder ganz leise.

Steinar schmalzte mit der Zunge. Na, na! sagte er und nickte und zeigte, daß er es verstünde.

Da schüttelte sich das Pferd, legte sich besser im Geschirr zurecht und begann dann seinen Lauf zu beschleunigen. Den Kopf vorgelegt und die Ohren lauschend gespißt, lief es mit langen, jähen Schritten, schneller und schneller . . . nun galt es heimzukommen.

Aber während sie durch den endlosen Wald vorwärtszogen, durchbrach plötzlich ein langgezogenes Wolfsgeheul die Stille. Das Pferd machte Halt. Das Geschirr klirrte leise, als ob das Tier zitterte. Auf dem Schlitten tauchte der Kopf des Mannes aus dem Bärenpelz auf. Er erhob die Arme und schob die zottige Mütze über die Ohren empor . . . und sah und lauschte.

Es verstrich einige Zeit, ehe das Geheul wiederkam. Doch das Echo wanderte immer noch im Walde umher. Und es war, als ob die Bäume unter dem Laut erbebten. Reiß rieselte von Tannenhang zu Tannenhang. Und in einer gewaltigen Kiefer, die am Wege stand, jammerte es plötzlich, ein Krachen von der Wurzel bis zum Gipfel.

Dann kam das Geheul wieder. Und nun folgten ihm mehrere. Es war nicht mehr ein Tier, das still stand und in die Luft hinausheulte. Es war ein Rudel, das durch den Wald bestie.

Der Mann sah noch einmal still und wog gleichsam das klaffende Geheul.

Dann sprang er aus dem Schlitten. Er riß den Pelz ab. Dann begann er die Mehlsäcke und Kisten herunterzuwälzen, bis nur ein Bottich auf dem leeren Schlitten stand.

Dann setzte er sich wieder . . . und begann dem Pferde zu- zurufen . . . leise, aber innig rief er . . . und schmalzte mit der Zunge.

Und das Pferd, das fühlte, daß das Gewicht vom Schlitten ver- schwinden war, begann zu laufen . . . in einem schiveren, aber unermüdbaren Trab. Seine Hinterhufen schlugen gegen die Vorderhufen, daß ein taustesies Klängen von Stahl durch den Wald sang. Manchmal ging sein Trab in einen rudartigen Galopp über . . . dann verfiel es wieder in Trab, und der Klang des Stahls gegen Stahl sang weiter durch den Wald. Ein weißer Dampf ging von seinen bereiften Weichen aus und flatterte als dünner Nebel zwischen den Bäumen in die Höhe.

Der Mann hatte sich aufgerichtet, daß er kniend auf dem Schlitten stand. Der Pelz lag neben ihm. Unablässig rief er dem Pferde zu. Seine Nasenflügel dehnten sich witternd in die Luft hinaus. Und die Augen standen starr in dem lauschenden Gesicht.

Das Geheul kam immer näher . . . und es wurde heiser und hitzig, daß ihm war, als spüre er den Hauch der roten klaffenden Kehlen.

Es lag ein meilenlanges Gewässer inmitten des Waldes. Jetzt war es ihm so nahe, daß er hören konnte, wie das Eis sich in der Kälte bildete. Durch das Wolfsgeheul und den Klang der Pferdehufe hindurch hörte er, wie es gleich Schüssen das Eis durchdröhnte, von Ufer zu Ufer.

Da lenkte er das Pferd vom Wege ab und auf das Wasser hinunter.

Das Pferd tappte vorsichtig durch das knadende schuppige Eis am Strande. Aber im selben Augenblick, als seine scharfen stäh- lern Schuße auf dem starken blanken Eise Fuß fahten, griff es aus. Vom Eise ertönte in dem Augenblick ein gewaltiger Ton . . . ein singendes Krachen, das sang und sang, als schlugen die stäh- lern Hufe unablässig gegen ein ungeheures Glockenspiel.

Die Fahrt ging immer schneller, in dem Maße, wie das Pferd sich an das Laufen auf dem Eise gewöhnte.

Der Mann sah mit gebeugtem Kopf und wehrte sich gegen die Eisp splitter, die von den Hufen emporsprudelten.

Nun erklang das Wolfsgeheul ganz nahe.

Er sah sich um und erblickte ein ganzes Rudel, das sich auf dem Eise tummelte. Sie konnten nicht stehen. Sie glitten aus und fielen übereinander, bis sie in einem großen Haufen dalagen.

Er lachte, als er es sah . . . Ein Gelächter, das wie ein Husten klang . . . ein kurzes, herausgestoßenes Lachen.

Dann wurde er ernsthaft wie zuvor und begann dem Pferde innig zuzurufen.

Als er sich wieder umsah, waren die Wölfe in die Höhe gekrabbelt und in den Wald gelaufen.

Und nun erklang wieder das klaffende Geheul. Die Tiere liefen im Waldrande am Wasser entlang.

Und er konnte hören, wie sie näher und näher kamen, bis sie drinnen im Walde mit ihm gleichen Schritt hielten.

Sie und da konnte er einen oder mehrere zum Strande hinabkommen, auf das Eis hinaustaumeln, fallen und wieder in die Höhe krabbeln und im Walde verschwinden sehen.

Aber dann begann der Hufschlag des Pferdes dumpf und klanglos zu lauten. Er erhob den Kopf und sah sich um, und sein Gesicht verzog sich in einem Augenblick wie im plötzlichen Schrecken.

Soweit sein Auge reichte, war das Eis holprig und von Schnee bedeckt. Und nun sah er das ganze Wolfsrudel aus dem Walde stürzen. Sie glitten nicht aus. Sie jagten über die harte weiße Fläche dahin. Sie schossen vorwärts, die zottigen Leiber, als würden sie von einem Sturm über die Fläche getragen.

Da nahm er die Axt vom Schlitten. Auf den Knien aufgerichtet, die Axt in der rechten Hand, rief und rief er dem Pferde zu. Und jetzt rief er laut und wild.

Aber als ihm die Tiere so nahe waren, daß er den weißen Schaum aus dem roten Rachen hervorquellen sah, bekam er einen plötzlichen Einfall. Er löste den langen Lederriemen und ließ ihn dem Schlitten nachschleppen.

Indes geschah das Merkwürdige, daß die Wölfe hart hinter dem Ende des Strides dem Schlitten folgten. Die blutunterlaufenen Augen der Tiere hingen wie befestigt an diesem mythischen Strid. Nicht einer wagte daran vorbei und auf das Pferd und den Mann zuzurennen.

So ging es . . . lange Zeit.

Das Pferd lief nun in einem wilden, schreckgejagten Galopp. Da atmete Steinar plötzlich auf, als ob ihn alle Angst verließen. Und ein kurzes Freudengebrüll bahnte sich den Weg durch seine Kehle.

Vor ihm lag das Eis wieder spiegelblank und endlos. Aber gerade als das Pferd die Stahlhaken in das blanke Eis bohrte, glitt es aus . . . Ein Hufeisen hatte sich gelockert.

Es stürzte in die Knie . . . sprang auf, stürzte aber wieder. Da durchzuckte Steinar ein blitzschneller Gedanke.

Er wälzte den großen Wottich vom Schlitten und verkroch sich darunter.

Im Nu machten sich die Wölfe über das Pferd her. Es riß seinen Kopf in die Höhe und schrie . . . ein wilder, schmetternder Schrei.

Aber der Schrei war noch nicht erstorben, als es auch schon in Stücke gerissen war. Es war ein Haufen blutiger Fasern, während ihm der Todeschrei noch zum Halse hinausträufelte.

Steinar schielte unter dem Wottich hervor und sah die Wölfe über dem Pferde, dicht, wie Fliegen über einem Aas.

Und jetzt vernahm er wieder Geheul aus dem Walde dringen. Wie vom Blutgeruch angelockt, kamen neue Rudel zum Wasser hinab.

Der Tag schwand.

Steinar saß unter dem Wottich, während die Nacht ihr Dunkel zwischen die Bäume des Waldes ergoß und der Mond sein blaues Licht über das blanke Eis legte.

Er sah und hörte, wie im Fleische geschmakt und wie die Knochen zwischen den starken Zähnen zersplittert wurden. Und er hörte hie und da einen schnappenden, rasenden Biß.

Gegen Morgen begannen Schnauzen am Rande des Wottichs zu schnuffeln.

Er sah mit der Axt in der Faust. Und als eine zottige Taube sich grabend unter den Rand des Wottichs hindurchzwangte, schlug er mit der Axt darauf.

Ein Schmerzgeheul ertönte, und die abgehaute Taube blieb wieder unter dem Wottich liegen.

Aber draußen entstand in diesem Augenblick eine entsetzliche Balgerei. Und er hörte einen Wolf elendiglich jammern.

(Schluß folgt.)

Kinderkleidung.

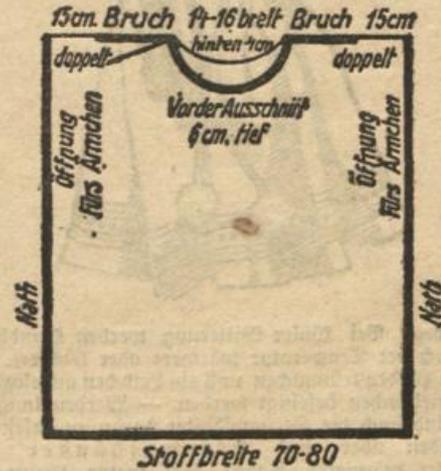
Die Kleiderfrage spielt eine nicht so unbedeutende Rolle, wie es den Anschein hat. Und namentlich nicht beim Kinde. Das Kleid wirkt auf den noch unberobenen Schönheitsinn des Kindes und somit auf seinen Charakter.

Mit einfachen Mitteln kann man hier ebenso schöne wie praktische Erfolge erzielen. Man gehe daher nicht in ein Kaufhaus, um dort 10 oder 20 M. für ein geschmackloses Kinderkleid auszugeben. Man nehme auch nicht irgend ein Modenblatt zur Hand, um etwas Passendes für sein Kind zu suchen und es dann der Schneiderin zu geben oder im günstigen Fall selbst danach zu schneiden — hübsch nach der Mode. Diese Mode will es, daß so und so viele Unterröcke und anderes Weiterwerk getragen wird. Auch die Frau, die für sich und ihre Mitschwester Reformkleidung anstrebt, macht nur halbe Sache, wenn sie nicht beim Kinde anfängt. Natürlich darf das Kleid des Kindes nicht ohne weiteres die heutige Reformtracht der Frau nachahmen. Beim Kinde ist es ganz gleich, ob der Rock in Brusthöhe oder Taillenhöhe ansetzt.

Kinderkleider, die allen hygienischen und künstlerischen Anforderungen entsprechen, sind mit wenig Mitteln herzustellen.

Der Griechenkittel (Abb. 1) ist weiter nichts als ein

Abbildung 1. Schnitt für Griechenkittel.

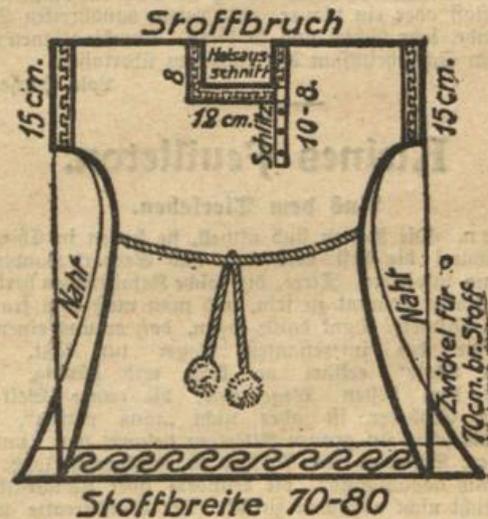


Die 30 cm weite Deffnung darf nicht in der Seitennaht gelassen werden, sondern gehört oben auf die Schulter.

gerades, quadratisches Stück leichten Stoffes mit einem Halsausschnitt und einer offenen Stelle in der Naht, wo die Armechen durchschlüpfen. In der Mitte wird der Kittel lose mit einer Schnur gehalten. Die Schnur ist für 18 und 12 Pf. fertig im Warenhause zu kaufen.

Der gleichfalls sehr einfache und sehr kleidsame Russen-kittel (Abb. 2 und 3) ist ebenso leicht und schnell herzustellen.

Abbildung 2. Russenkittel für ein 9jähr. Mädchen. 70—75 cm lang.



Wenn 70 cm breit, werden unten Zwickel angefügt.

Beide Kleidchen erfordern eine halbe Stunde Arbeitszeit und jedes 1—1½ Meter einfach breiten Stoff, je nach der Größe des Kindes. Doch dürfen die Kleidchen nur bis zum Kniegelenk getragen werden, so daß das niedliche Kinderbeinchen sichtbar bleibt und nicht als kurzer Stummel erscheint, wodurch die ganze niedliche Figur des Kindes beeinträchtigt wird. Zu dieser einfachen Tracht paßt am besten offenes Haar, durch schmales, helles Band lose gehalten ohne Knoten und Schleife.

Die Herstellung der Kleidchen ist die denkbar einfachste, da sie nur eine oder zwei Nähte haben, und die denkbar billigste, weil nur sehr wenig und leichter, einfacher Stoff erforderlich ist. Am besten eignet sich zum Griechenkittel ein einfarbiger, heller Waschstoff, wie Mousseline, Batist, Paphir mit eingewebter Bordüre, wie es auf dem Bilde sichtbar ist. Selbstverständlich ohne Garnitur. Das Kind

selbst muß das Kleid schmücken, wie es umgekehrt vom Kleide geschmückt wird.

Der Körper darf auch nicht mit einengender Unterkleidung belästet werden. Die Unterkleidung muß der Witterung und der Jahreszeit entsprechend sein. Für den Sommer eignet sich besonders der Griechenkittel; darunter lasse ich mein Kind nur ein poröses (sogenanntes) Badehöschen tragen. An heißen Tagen fällt

Abbildung 3. Fertiger Griechenkittel.



auch dieses weg. Bei kühler Witterung werden Hemdhöschen angezogen, je nach der Temperatur wärmere oder leichtere. Bei kaltem Wetter werden Badestrümpfen und ein Leibchen angelegt, woran ein paar kurze Kniehöschen befestigt werden. — Werden lange Strümpfe getragen, so sind auch die Strumpfhalter daran zu befestigen. Unter allen Umständen aber sind Strumpfbänder zu vermeiden. An wärmeren Tagen geht meine Kleine barfuß in Sandalen, auch zur Schule. Ueberhaupt ist bequemes leichtes Schuhwerk sehr wesentlich. Als Kopfbedeckung lasse ich mein Kind ein kleines rotes, sehr kleidames Käppchen, wie es für 60 Pf. erhältlich ist, tragen. Im Winter ist eine gestricke, weißwollene Mütze, waschbar und für 90 Pf. erhältlich, zu empfehlen.

Als Winterkleidchen ist auch der Russenkittel empfehlenswert, da er sich vorzüglich in wärmeren Stoffen wie Cheviot, Kaschmir, Tuch und Samt herstellen läßt. Am vorteilhaftesten jedoch ist ein Wollstoff, der sich ohne Schaden waschen läßt, wie: Wollbatist, Cheviot, Kaschmir usw.

Helle leichte Farben sind natürlich am kleidsamsten und lassen sich auch am besten waschen. Doch ist auch ein Russenkittel aus rotem Wollstoff oder ein blauer, mit rotem handbreiten Stoffbesatz am Saumende, sehr hübsch und kleidsam. Kombinationen muß man natürlich dem Schönheitsfuss des einzelnen überlassen.

Lola Haase-Frisch.

Kleines feuilleton.

Aus dem Tierleben.

Ratten. Die Ratten sind aktuell, sie haben in China und in der Mandchurei die Pest verbreitet und Gerhart Hauptmann zu einem Drama inspiriert. Tiere, die solche Katastrophen herbeiführen, verdienen genauer gefannt zu sein, und man muß dem französischen Arzt Dr. A. Calmette Dank dafür sagen, daß er uns einen Blick in die Geschichte der interessanten Rager tun läßt. In der „Revue du Mois“ erklärt er kurz und bündig, daß die Ratten auf dem besten Wege sind, die ganze Welt zu erobern. Der Eroberer ist aber nicht „mus rattus“, die alte Hausratte, die schon im grauen Altertum bekannt war, und auf die Hunde, Katzen, Schweine und Nachtulen erfolgreich Jagd machten, sondern „mus decumanus“, die Wander- oder Kanalratte. Ihre Geschichte reicht nicht allzuweit zurück. Die Wanderratte wird zum erstenmal im Jahre 1620 erwähnt; damals traf man sie nur in Indien und in Persien. Nach Europa kam sie im Jahre 1727: sie wanderte aus Indien aus, weil das Land zu jener Zeit unter schweren Hungersnöden litt und ganz Zentralasien bis zum Kaspiischen Meere von Erdrerschütterungen heimgesucht wurde. In unabsehbaren Scharen zogen die Ratten bei Astrachan über die Wolga; sie überfluteten das südliche Rußland und tauchten im Jahre 1750 in Ostpreußen auf. Drei Jahre später hielten sie ihren Einzug in Paris; innerhalb weniger Tage vernichtete man dort 16 000 Ratten, aber es blieben noch genug übrig. Als die französische Regierung Anstalten traf, die Abbederei von Montfaucon zu verlegen, kam es, wie der Zoologe Bell erzählt, in Paris zu lebhaften Protestkundgebungen: man fürchtete, daß die um ihre ge-

wöhnliche Nahrung gebrachten, ausgehungerten Ratten die Häuser überfallen und dort große Verheerungen anrichten würden. In die Abbederei warf man alle Tage eine Anzahl Pferdekadaver, oft bis zu 35 an einem Tage, am andern Morgen waren alle Kadaver bis auf die Knochen aufgefressen. Kurze Zeit darauf eroberte die Kanalratte auch Schweden und Norwegen, und man kann annehmen, daß sie sich selbst durch bittere Kälte nicht verdrängen läßt; findet man sie doch selbst an den nördlichsten Gestaden der skandinavischen Halbinsel. Jütland war lange durch einen Meeresarm, den Limfjord, gegen die Invasion der Ratten geschützt. Als aber in einer Herbstnacht des Jahres 1847 einige Fischer auf dem Fjord waren, sahen sie plötzlich ihre Barken von zahllosen Ratten umgeben; die Tiere schwammen nach Norden hin, landeten auf der Halbinsel Thy, verdrängten von dort die alte schwarze Ratte und ließen sich häuslich nieder.

Im Jahre 1865 gründete die Kanalratte Kolonien in Amerika; sie war wahrscheinlich zu Schiff herübergekommen. Im Jahre 1900 war sie bereits bis zu den Grenzen des ewigen Eises vorgeedrungen. Heute verwüftet die Wanderratte auf den Antillen und auf den Azoren die Kaffee-, die Bananen-, die Zuderrohr- und die Drangenspflanzungen. Im Nordosten von England gibt es eine Insel von 250 Hektar, auf der noch vor 15 Jahren 3000 Rinder prächtige Weideplätze fanden. Die Insel ist von der englischen Küste durch eine 450 Meter breite Wasserstraße getrennt. Diese Wasserstraße haben die Ratten überschwommen, um von der Insel Besitz zu ergreifen. Man kann kaum den Fuß auf den Boden setzen, ohne in einen Mattenbau zu fallen. Die gefährlichen Rager fressen die Wurzeln der Pflanzen, so daß kaum noch eine Spur von grüner Weide zu finden ist. Man hat schon oft den Versuch gemacht, die Eindringlinge zu vernichten, indem man die niedrig gelegenen Teile der Insel unter Wasser setzte; die Ratten kletterten aber auf die Böschungen und warteten dort ruhig ab, bis die Wasser sich wieder verlaufen hatten.

Daß die Ratten jedes Jahr in den Schiffsladungen, auf den Docks, in den Getreidespeichern und in den Plantagen ungeheure Verwüstungen anrichten, ist bekannt. Sie fressen einfach alles: Getreide, Wurzeln, junge Triebe, Baumrinden, Laas, Lauben, Hühner, junge Enten und Eier. Man weiß auch, daß die Ratten schlafende Kinder und hilflose alte Leute angreifen. Nielson erzählt in seinem Buch über die skandinavische Fauna die Geschichte eines alten Mannes, der auf einem Gehäusen von Ratten überfallen und von ihnen buchstäblich bei lebendigem Leibe aufgefressen wurde. Am gefährlichsten aber sind die Ratten als Verbreiter ansteckender Krankheiten. Im Jahre 1898 entdeckte Dr. Simond, der vom Pasteur-Institut nach Bombay geschickt wurde, daß die Ratten von einer chronischen Form der Pest befallen werden können, die sie, ohne selbst daran zu sterben, auf den Menschen übertragen. Die Verbreitung der Krankheit geschieht durch Flöhe. Man hat das erst bestreiten wollen, indem man behauptete, daß die Rattenflöhe niemals auf einen Menschen sprängen. Diese Behauptung hat sich jedoch als ein Irrtum erwiesen, und es steht jetzt fest, daß es der Floh ist, der das Pestgift von der Ratte auf den Menschen überträgt. Durch die Ratten können ferner die Trichinose, die „Influenza der Pferde“ und die Tollwut verbreitet werden. Das alles ist so widerlich, daß Dr. Calmette recht hat, wenn er die ganze Menschheit zum Kampfe gegen die Ratten aufruft.

Technisches.

Kohlensparnis durch neue Turbinen. Die Niederdruckturbinen für Dampftrieb, die von dem hervorragenden französischen Ingenieur Rateau erfunden worden sind, lenken durch eine Veröffentlichung im „Bulletin der Französischen Gesellschaft zur Ermutigung der Industrie“ von neuem die Aufmerksamkeit auf sich. Diese Turbinen haben bekanntlich den Zweck, eine volle Ausnutzung des Dampfes herbeizuführen, indem sie noch neben den Dampfmaschinen betrieben werden und einen ansehnlichen Betrag von Kraft geben, ohne daß darum ein Pfund Kohle mehr verbraucht wird. Wollte man den in der ersten Maschine nicht völlig verwerteten Dampf durch weitere Kolbenmaschinen ausnutzen, so müßten diese außerordentlich große Zylinder erhalten, was in mehr als einer Hinsicht bedenklich wäre. Eine Turbine hingegen kann gewaltige Mengen von Dampf verschlucken und zur Wirkung bringen. Durch eine derartige Anlage soll nach der angegebenen Quelle eine große Stahlfabrik in Amerika eine jährliche Ersparnis von 1 1/2 Millionen Mark an Kohle machen. Der aus der gewöhnlichen Dampfmaschine entweichende Dampf wird in einem sogenannten Akkumulator gesammelt, der in einem einfachen fest verschlossenen Behälter besteht. Er spielt gewissermaßen die Rolle eines Gasmotors, in dem der Dampfdruck genau kontrolliert werden kann. Von hier gelangt der Dampf nach drei Turbinen, deren eine zum Betrieb einer Dynamomaschine dient, während die anderen je eine Maschine zum Pressen von Stahl in Bewegung setzen. Die Turbinen verbrauchen ungefähr 11 Kilogramm Dampf für die entwickelte Pferdestärke. Durch die Turbinen sind andere Motoren überflüssig gemacht worden, die ihren Dampf unmittelbar aus den Kesseln bezogen. Außer ihnen hat die Fabrik insgesam 28 Kessel abschaffen können, die nicht weniger als 120 Tonnen Kohle in jeder Stunde verbrauchten. Danach scheint hier ein ganz großer Fortschritt erzielt zu sein.